

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 17 (1957-1958)
Heft: 4

Artikel: Gedanken zu einer Sammlung deutscher Lyrik unserer Zeit
Autor: Erni, Chr.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken zu einer Sammlung deutscher Lyrik unserer Zeit *

Von Chr. Erni

Gegenstand des sprachlichen Kunstwerks ist der Mensch, und so lohnt sich die Mühe immer, sprachliche Kunstwerke verstehen zu lernen. Aus einem Drama oder einer Erzählung das Menschenbild, die Lebenssicht des Dichters und seiner Zeit herauszulesen, kann manchmal gelingen; aus der Kleinform der Lyrik die Lebensstimmung des Dichters und der Zeit herauszuspüren, ist eine heikle Aufgabe, und doch darf es jeder wagen, weil jeder Leser irgendwie merkt, daß hinter den Lauten, benannten Dingen und Bildern als süßer oder bitterer Kern eine Welt- und Menschen-schau verborgen liegt, in der der Dichter menschliche Situation zu verstehen sucht.

Was an dieser Sammlung zuerst auffällt, ist der Reichtum an Beziehungen zur Natur. Ein zärtliches und zugleich befremdetes Interesse an Erscheinung und Wesen der uns umgebenden Natur, an Pflanze, Tier und Anorganischem, leuchtet aus vielen Gedichten, nicht süßlich heranziehend, sondern in aller Klarheit als Eigenständiges gestaltet.

Die Buche sagt: Mein Walten bleibt das Laub.
Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken,
mein Ausdruck wird ein Ästeübertanken,
ich bin das Laub, die Krone überm Staub.

Th. Däubler: Die Buche

Andere Beispiele aus dieser Anthologie sind eine Lerche, «Phlox», «der tote Reiher», «Anemone», Kraniche, «Stare», «Sonnenblume», das Kleintiergewimmel in einem Komposthaufen, «der Gletscher», «ein Schneckenhaus». Es wundert uns, daß über Abend, Frühling, Herbst, Winter, nördliche und südliche Landschaft noch etwas zu sagen ist, und gerade daran erweist sich die Kraft unserer Dichter. Ein paar zum Teil schon berühmte Gedichte gehören hieher, zum Beispiel G. Trakls «Verklärter Herbst», das anhebt:

Gewaltig endet so das Jahr
mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
und sind des Einsamen Gefährten.

So beginnt A. Zollingers «Auf ein Schneckenhaus»:

Der gelbe Marmor einer Aphrodite
ist auch nicht edler als dies Schneckenhaus.
Vollkommen schwingt es sich um seine Mitte
nach wohlgestuften Horizonten aus.

* «Deutsche Lyriker unserer Zeit», für Mittelschulen ausgewählt von F. Enderlin, E. Odermatt, P. Geßler und W. Türler, 166 Seiten, Orell-Füssli-Verlag, Zürich. Fr. 6.95.
Fortsetzung der revidierten Sammlung «Deutsche Lyriker» im gleichen Verlag.

W. Lehmann ist mit den Staren gut bekannt; hier ein Ausschnitt daraus:

Ein Schauder des Entzückens lüpft die Schwingen,
es schwellt die leichten Leiber auf zu dunkelnder Rakete
— sie birst:

Sie stieben nieder, rücken zusammen zu ihren
Geschichten, Legenden,
und können nicht enden.

Oder endlich H. Hesses bekanntes «Im Nebel»:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
kein Baum sieht den andern,
jeder ist allein.

Es scheint sich ein ganz neues Verhältnis des Menschen zur Natur auf-
gegan zu haben: eine verinnerlichte, erinnerungsschwere Zuneigung, und
dies trotz der Verstädterung des Europäers — oder vielleicht deshalb?

Nun ist es klar, daß unsern Dichtern diese außermenschliche Natur nicht
um ihrer selbst willen zum Gedicht wird, sondern diese Natur wird Bild-
welt ihrer Dichtung, weil ihnen ihr Erinnerungs- und Symbolwert wichtig
ist. Erst noch Fremdes, Äußeres, wird so Natur zum Innern, Seeleneigenen:

Nimm die Forsythien tief in dich hinein,
und wenn der Flieder kommt, vermisch auch diesen
mit deinem Blut und Glück und Elendsein,
dem dunklen Grund, auf den du angewiesen.

G. Benn: Letzter Frühling

Damit gelangen wir zum Wesentlichen dieser Lyrik: Sie ist tiefenste
Bemühung (wie seltsam oder lässig die Ausdrucksweise auch sein mag) um
den Menschen. «Was ist der Mensch? Welches ist sein Verhältnis zum Mit-
menschen, zu Schöpfung und Schöpfer?» das sind die Grundfragen, vor
denen besonders heute jeder und vor allem der Dichter steht. So gesehen,
ist die ernstzunehmende Dichtung unserer Zeit fast durchwegs religiöse
Literatur — durch die Art ihrer Fragestellung. Denn es ist der Dichtung
nie aufgetragen, Lösungen zu bieten, sondern vielleicht nur die Fragen mit
beschwörendem Laut in die Welt zu sprechen und den einen oder andern
Weg anzudeuten.

Die letzte Strophe von Hesses Gedicht «Im Nebel» verrät uns eine der
tiefen Bedrängnisse des heutigen Menschen:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
jeder ist allein.

Diese Einsamkeit, diese kalte Ferne, die den Menschen trennt vom Mitmenschen und von Gott, ist vielleicht heute nicht nur eine Not des genialen, unverständenen Menschen oder der Heranwachsenden, sondern eine bittere Erfahrung des heutigen Menschen überhaupt. In vielen, vielleicht schöneren Gedichten als dem Hesses, ist sie ausgesprochen. Trakl benannte ein Gedicht «Der Herbst des Einsamen»; auch F. Werfel weiß: «Der Nächste selbst bleibt kalt und fremd wie Stein», und Silja Walter stellt erschüttert fest: «Ich find mich nicht. Ich find dich nicht.» Auch sich selbst ist der Mensch fremd geworden, wenn die Tiefen seines Selbst ihn verwirren, ängsten und bedrohen: die dunklen Lasten des Erbgutes und die geheimnisvollen Mächte unseres Seelengrundes. So geht es der «Schwimmerin» (M. Rychner), die, von der Flut getragen, doch vor ihr sich endlich fürchtet, «und eine Stimme hetzt die Fluten in mir hoch aus leerer Stille». Da schreit F. Werfel:

Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
zur Eitelkeit des Worts,
und daß ich dies füge
und trage vermessenen Stolz
und in der Ferne meiner selbst
die Einsamkeit?

Verschiedene Wege gibt es aus unserer Verfremdung: die Liebe, die die Einsamkeit auflöst; die sehnsüchtige Rückschau in die Kindheit, welche noch keine Vereinzelung kannte; die Rückkehr aus der schicksalhaften Lösung von Schöpfung und Schöpfer ins «einfache Leben» (etwa bei M. Mell) oder endlich der tapfere Gang zur Einheit mit dem All im Tod.

Liebesgedichte enthält unsere Sammlung sehr wenige; entweder weil sie auch ein Schulbuch sein soll, oder eher weil der einsame Mensch sich scheut, sie zu nennen, oder der Liebe mißtraut oder sie nicht mehr kennt. Das schönste Bild von «Liebenden» stammt in unserer Sammlung von B. Brecht. Aber G. Benn höhnt:

Ausdruckskrisen und Anfälle von Erotik:
das ist der Mensch von heute,
das Innere ein Vakuum,
die Kontinuität der Persönlichkeit
wird gewahrt von den Anzügen,
die bei gutem Stoff zehn Jahre halten.

Die Kindheit, als ein Zustand der Einheit von innen und außen, wird oft im Gedicht erinnert. Werfel beschwört liebevoll die Gestalt einer die Mutter vertretenden Magd. «Gedenke, Seele, deiner Blütenzeit», singt K. Stamm. Zollinger wird seine «Kindheitsdämmerung» wieder wach. Ganz besonders gelingt dies K. Krolow im «Sommer eines Knaben» (zwei Strophen vom Anfang):

Oft zog er lässig mit gekrümmter Zehe
geheimnisvolle Zeichen in den Sand.
Es jagten sich im Nußstrauch und in Schlehe
die Sommervögel. Seine braune Hand
bog sich zum Angelstock die starke Rute
und schnitt die helle Flöte aus dem Rohr.
Nachts rauschten Sterne kühl in seinem Blute
und zarte Träume wagten sich hervor.

Aber weder Natur noch Liebe noch Kindheit noch auch die menschliche Vereinsamung geben den Hauptton unserer Sammlung; vielmehr ist es das scharfe Bewußtsein der Vergänglichkeit, des «Verfalls» (Trakl). Vielleicht ist das das Ergebnis, die Lehre aus den vergangenen 50 Jahren; jedenfalls dichten viele mit dem Hinblick auf unsern Eingang zu Gott oder ins Nichts. Nacht, Abend, Herbst, Winter, Sturm, Sand und Fluß werden zu Symbolen einer männlich getragenen Todesstimmung. So erhalten Landschaften, Menschen, Tiere, Pflanzen, Dinge, denen wir im Laufe eines Lebens begegnen, und natürlich unsere Kindheit zwar den Stempel des Unwiederholbaren, des im Erleben Zerfließenden, aber auch den Glanz der Einmaligkeit. Der Mensch wird erlebt, wie viele Gedichte es ausdrücken, als Wanderer, als Emigrant und Fremdling auf dieser Erde, dem nichts zu eigen bleibt, als Schwimmer oder Flößer auf dunkler Tiefe mit unbekanntem Ziel; doch dadurch, daß er es weiß und annimmt, erheben sich ihm die Wanderschaft und ihre Begegnungen zur Weihe besonderen Ernstes und unerhörter Erlebniskraft.

Schlag keinen Nagel in die Wand,
wirf den Rock auf den Stuhl.

sagt Brecht, doch später:

Sieh den Nagel in der Wand, den du eingeschlagen hast.

Das ist modernes barockes Lebensgefühl: das Wissen um den zweifelhaften Wert alles Tuns und um das notwendige Ende, und doch das Werk tun und den Gang zum immer gegenwärtigen Ende rühmen.

Aus der Wirrnis des Lebens und der Erfahrung der Vergänglichkeit finden manche in demütiger Unwissenheit den Aufblick zu Gott, dem «dreimal Hochgebauten, dem Alterlosen und dem Unnennbaren» (R. Hangelstange), so etwa U. M. Strub im «Lied der Flößer»:

Wer sagt uns, wo wir landen?
Ist keiner, der es weiß,
weil uns die Wasser wenden
nach höherem Geheiß.